Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Sommerabend
Autor: Zwicky, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573851

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seiner Wahnideen, um des Knaben Tod zu begreifen. Und all dies Elend schluckt das arme Weib wortlos in sich hinein und breitet diese müdergebene Ruhe über die Glut und Intensität ihrer Empfindungen. Ist mir doch oft, Ulrich, als müßte ich sie derbe am Arme rütteln: ‚Wache auf! So wache doch endlich auf! Du lebst ja! Es ist ein Verbrechen an dir und deiner Seele, wenn du so weiter durch die Tage träumst!‘"

Professor Nordens Stimme hatte rauh geklungen; dichter wolkte sich der Rauch seiner Zigarre. Dann hatte er sich zur Ruhe zurückgezwungen und langsam gesagt: „Schlafwandelnde soll man nicht anrufen; Schlafwandelnde soll man nicht erschrecken. Aber weiß Gott, mein Junge, dies ist einer von den Fällen, bei denen unsereiner nicht mehr zu unterscheiden versteht, wo die Barmherzigkeit aufhört und die Grausamkeit anfängt!"

Ulrich Norden hatte seinem Bruder mit wachsender Teilnahme und heimlichem Staunen zugehört; es war doch sonst nicht dieses Mannes Art, in dieser Weise erregt von seinen Patienten und deren Verhältnissen zu sprechen. Was bewog ihn heute dazu? Wilhelm Norden schien seine Gedanken zu erraten: „Weißt du, mein Junge, warum ich dies Frauenschicksal vor dir entrolle? Maria Waldau hat einen Wunsch; den möchte ich ihr erfüllen helfen. Seit Jahr und Tag müht sie sich ab, ihres Jungen Sonnengesicht im Bilde festzuhalten. Dieser Wunsch ist nachgerade zur fixen Idee bei ihr geworden, dergestalt, daß sie nun wie unter einem harten Zwange immer wieder neue Bilder des Buben malt, um den richtigen Ausdruck zu finden. Es scheint, als ob sie auch in dieser Hinsicht keine Müdigkeiten kennt. Jedesmal, wenn ich nach der Rosenau komme — so hat der Assessor seine Besitzung im Schwarzwald genannt — führt mich Frau Maria in ihr Atelier, und ich sage dir, Ulrich, mir wird es immer ganz wunderlich zu Mute, wenn sie mich mit dieser demütigen Haltung und dieser bangen Stimme fragt: ‚Meinen Sie nicht, Herr Professor, dies Bild sei ein wenig besser geworden?‘ Und immer, bevor ich noch meine Ansicht gesagt, senkt sie das Haupt tiefer und flüstert enttäuscht: ‚Ich weiß es schon, der lebenswarmen Wirklichkeit gleicht auch dies noch lange nicht!‘ und dann mit einem Seufzen: ‚Vielleicht gelingt es mir das nächste Mal, ich will es von neuem versuchen!‘ Und dabei alle diese stumme, brennende Sehnsucht in den Augen dieser ärmsten der Frauen, dieser Mutter ohne Kind, dieser Gattin ohne Gatten! Herrgott, Junge, ich sehe doch des Leides wahrhaftig täglich genug, sehe es auch wohl in fürchterlicherer Nacktheit und bin so ziemlich hart gesotten, sollte ich meinen, aber den Teufel auch, Ulrich, dies reißt mir am Herzen!" — Des Professors Hand zauste zorniger den langen Bart — „Na ja, da ist denn in Gottes Namen nichts zu machen! Wenn eine mit dreißig Jahren durchaus begraben sein will und sich sozusagen planmäßig abtötet bei lebendigem Leibe, indem sie die Asche jeglicher Entsagung fuderweise auf ihr herrliches Temperament, ihr schönes natürliches Feuer häuft, sodaß sie am Ende tatsächlich erreicht, ihre einzige Befriedigung in Gesellschaft von bemalter Leinwand und einem völlig Verrückten zu finden, dann kann man nicht dagegen sein, dann muß man sie schließlich in Gottes Namen gewähren lassen!"

Professor Norden hatte sich in eine so ehrliche Empörung hineingeredet, daß sein Bruder tiefverwundert zu ihm aufgeschaut.

Dieses Verwundern legte sich sänftigend auf die zornige Heftigkeit des Professors, und er fuhr nach kurzem Räuspern ruhiger fort: „Na ja, wie gesagt, diese Müde und Ergebung reißt mir am Herzen; ich möchte irgend etwas tun, was diese Augen in Freude aufleuchten läßt, und damit komme ich endlich zum Zwecke meiner Worte. Bei meinem letzten Besuche auf der Rosenau habe ich Maria Waldau von dir und deinem Künstlertum gesprochen, Ulrich; du stehst ja jetzt in der Höhe deiner Kraft, und die Zeitungen sind voll deines Ruhmes: geh', tu' mir den Gefallen und male der Frau ihren Buben mit den lachenden Augen!"

(Fortsetzung folgt).

Sommerabend.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Skizze von Anna Zwicky, Zürich.

Nach all den trüben Regentagen hat das Tal seinen schimmernden Sonnenrock umgetan, hat sein tränenfeuchtes Gesicht im glänzenden Morgentau gebadet und schaut in die Welt hinaus, als wäre es immerfort so frisch und freudeatmend und jung gewesen.

Eine halbe Stunde raschen Steigens, und du bist dem einförmigen Dorfleben entrückt, schaust dich um in dem Wundergarten, der dir nach allen Seiten seine Pforten öffnet.

Dort unten, klein und niedlich, liegen die Dörfer, nicht größer, als daß ein stürzender Felskopf das eine oder das andere begraben würde, dahinter, beruhigend und erschreckend zugleich, die Urgebirgsmauern. Wie durch Zauberschlag aus den Eingeweiden der Erde emporgehoben, türmen die einen der steinernen Riesen sich auf, trotzig, unnahbar, bis zur Region der starren Gletscher, des unerträglich blendenden Lichtes. Die andern aber, wie von unermüdlich schaffender Hand mählich und stufenweise zusammengefügt, erscheinen eher als Jakobs Himmelsleiter, dazu bestimmt, die Menschen mit den überirdischen Welten in Verbindung zu setzen.

Doch von der erhabenen Größe eruptiver Riesengebilde wendet der Blick sich der näherliegenden Romanze zu; denn schimmernde Abendwolken senken sich auf die Felshäupter hernieder, und von den zackigen Kronen abwärts breitet sich der Dämmerschleier aus. Im Osten glänzt ein Streifen abendgoldener Felsenbänder zwischen blaugrünen Waldrücken durch, und der spitze Wipfel der nächstliegenden Rottanne ragt für den Beschauer bis hinauf an die güldene Felsenwand. Auf der steil abfallenden Fachteckehalde erscheint jetzt die Herde buntscheckiger Ziegen. Schon kommt, vom Schäferhund getrieben, der Zug den steilen, steinigen Weg herunter. Ueber die Matten dringt das feine Geläute der Ziegenglöckchen an unser Ohr. Fast klingt's wie Märchenhochzeit: „Ding gling gling, gling ding ding, ding glang ding!" dem Tanndunkel entlang, unter dem festlichen Baldachin ehrwürdiger Nußbäume hindurch, dem niedrigen weißen Steinbau entgegen, der sich in dieser Einsamkeit breit macht wie ein kleiner Palast.

Soweit der Blick nach oben schweift, erschaust du nichts anderes als Schönheit, Anmut, Harmonie, freudeatmendes Leben. Dort liegt die grüne Waldschlucht mit dem muntern Bach, dessen tiefgegrabenem Bett eine wunderbare Kühle entsteigt. Fürstlich schmückt der herrliche Tannenmantel die Blöße des langen himmelhohen Felsrückens. Und vom Waldsaum

Giovanni Segantini (1858—1899).

Der Engel des Lebens (1894).

Original in der Landesbildergallerie zu Budapest.
Mit Genehmigung der Photograph. Union, München.

abwärts bis ins Tal breitet der blumendurchwebte Teppich sich aus, der Teppich aus Sternenmoos und Gras und Thymianborten, mit Sträußen von Skabiosen, Sommerklee und blauen Glocken ausgeputzt. Ueber den bunten Untergrund aber spannen stolze Ahorne ihren Schirm, laden den Wanderer ein zur erquickenden Rast. Selbst der rollende Stein ist nicht nackter Stein geblieben; denn liebend hat sich auch darüber der feine Teppich gewoben. Aus den Spalten sprießt üppig süß duftender Mauerpfeffer, und auf dem roten Thymiankissen vergnügen sich bunte Eintagsfalter.

Von unten herauf ertönt schon das Betglockengeläut, drüben, hinter dem tannigen Hügel, das unaufhörliche Märchenrauschen des Bergbachs. Und wie die Glockenklänge sich vermählen mit des Baches lieblicher Weise, erklingt im Innern das alte Lied von Menschenlust und Menschenleid, das Lied vom himmelhoch jauchzenden und bis zum Tode betrübten Menschenherzen ...

Gestern haben die Glocken freudig mitgeklungen und mitgesungen. Die schöne Tochter des reichen Fabrikherrn hat sich mit dem Geliebten ihres Herzens vermählt. Nun wird sie sich freuen und fröhlich sein ein Leben lang. Das denken die seiderauschenden Gäste; das denkt die ganze Dorfgemeinde. Und das erhofft auch die junge Braut, die erst des Lebens Lust kennt, noch nicht aber des Lebens Leid ...

Fröhlich hat die Mittagsglocke auch ihren Glückwunsch einer jungen Mutter zugesungen, die das süße Geheimnis des knospenden Lebens bewundert und sich zu den Glücklichsten aller Glücklichen zählt. Ja, sie kennt nun des Lebens höchste Lust; des Daseins süßeste Wonne hat wie Himmelsglanz sich in ihr Mutterherz ergossen. Glücklicher kann sie sicherlich nimmer werden ...

Und heute?

Heute wird die Betglocke zum Totenglöcklein für des Fabrikarbeiters liebliches Mägdlein, das um die Mittagszeit von den Wellen des wilden Baches begraben worden ist. Noch zittern Wehmut und Trauer im hellen Glockenschall. Es ist zum Weinen, und sie weinen mit.

Die Arbeitsleute sind ja herbeigeeilt, das Kind noch zu retten. Sie haben es endlich herausgeholt aus dem tobenden Wasser, und der Arzt hat alles aufgeboten, um das entflohene Leben noch einmal zurückzurufen. Aber wehe!

Man sieht und hört es alles, als geschehe das Schreckliche noch einmal.

„Wo ist mein Kind?" ruft atemlos die herbeistürzende Mutter. Sie hat um den Taglohn gearbeitet, hat die Wäsche fremder Kinder gewaschen, als das Mägdlein in die Wellen stürzte. „Wo ist mein Gretchen? Gebt mir mein Gretchen! Es kann nicht tot sein! Es darf nicht tot sein! Mein Gott, es muß ja leben, mein einziges Gretchen!"

Dort, Mutter, ist dein Kind. Es liegt auf der hölzernen Planke, die man rasch über die zwei Stühle gelegt. Nein, auf die Kissen darf man das triefende Kind nicht betten. Dort schläft es, in der öden, dunkeln Kammer, süß und sanft. Nichts an dem lieben Gesichtchen ist verändert, nur die Lippen sind blau, die braunen Augen geschlossen; die weichen, runden Aermchen sind über die Brust gelegt. Und statt der lockigen Haare umhüllt ein schwerer feuchter Haarschleier das Kindergesicht.

„Gretchen, Gretchen," schreit die Mutter, „wach' auf, ach, wach' auf und schau' mich an!" Und der Schrei des verzweifelten Mutterherzens kommt von den kahlen Wänden zurück, erfüllt sie mit Todesgrauen.

Nein, es wacht nicht auf. Es liegt noch immer mit geschlossenen Lidern auf der Holzplanke, und die Aermchen bewegen sich nicht.

Die Mutter sinkt in die Knie, wirft sich über das tote Kind und jammert und schluchzt. Was kann man ihr sagen? Womit soll man sie trösten?

„Gretchen, mein einziger Trost ... Ach, wär's noch der wilde Bruder gewesen ... Eher könnt' ich es ertragen ... Aber das liebste, das beste meiner Kinder!"

Dann fährt sie auf in ihrer Qual: Der Vater! Man muß ihn kommen lassen. Er muß sich in den Zug setzen und heimkommen. Es ist etwas geschehen ... Vor acht Tagen hat er dort die neue Stelle angetreten. In acht Tagen will sie mit den Kindern folgen ... Und jetzt muß er heimkommen und erst seinen Liebling begraben!

„Nein, nein, nein! Gretchen, liebes, gutes, das tust du ihm nicht an! Siehst du, die Mutter, die dich mit ihrem Herzblute genährt, sie vielleicht ist stark genug, das Opfer zu bringen; er aber wird sich in wildem Schmerze bäumen und sich nicht ergeben. Er ist ein heftiger, ein rachsüchtiger Mann. Er erträgt es nicht ..."

Das Kind schläft ruhig und sanft. Wer weiß, was dieses rauhe harte Leben aus ihm gemacht haben würde?

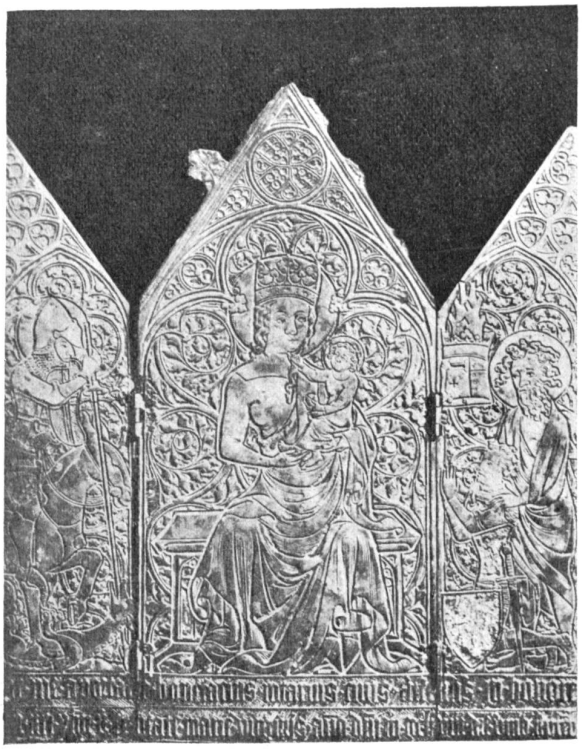
„Holt ihm sein Totenkleid! Und ein schönes Kissen soll Gretchen bekommen! Herrgott im Himmel, mein Kind im Totengewand ... Und geht zum Pfarrer, zum Friedhofvorsteher, zu allen! Gretchen, bist du denn in Wahrheit gestorben ... Und auf den Sonntag muß die Stube gescheuert werden. Am Sonntag wird Gretchen begraben ... Man kann es nicht glauben, man kann es nicht fassen! Kind, liebstes Kind, was hast du deiner Mutter und deinem Vater angetan ... Am Sonntag früh! Aber kein öffentliches Leichengeleit; es ist besser. Denn die Menschen sind hart: sie richten und verurteilen selbst auf dem Wege zum Grab. Sie würden sagen: Das hat der Mann verdient. Vielleicht tut es ihm gut, und er lernt einmal arbeiten und leben ..."

Die Mutter zieht dem toten Kind die nassen Kleider aus und fängt an, die Vorbereitung zur Aufbahrung zu treffen.

„Am Sonntag also die stille Beerdigung! Leb' wohl, Gretchen, leb' wohl ..."

Die Abendglocke ist verstummt; aber der Bergbach dort drüben rauscht weiter. Es ist, als wollte er den ewig fließenden Balsam des göttlichen Erbarmens in todestraurige Herzen hineinrauschen.

Zwischen den tannschwarzen Rücken leuchtet noch ein wenig das verbleichende Abendgold herunter: es ist ja der Vorbote des freudeverheißenden Morgengoldes.



Madonna di Rocciamelone. Kupfergetriebenes Altartriptychon aus dem XIV. Jahrh. in der Kathedrale von Susa. Phot. A. Bardi, Susa.

Wie die Schatten sich verlängern und vertiefen, kommt mit leisem Schritt ein Himmelsbote, der Abendfriede, von den Bergen ins Tal. Er breitet seine Fittiche aus über alles, was da lebt und webt. Er drückt den Müden die Augen zu; den Leidenden und Gebeugten bringt er seinen Himmelsgruß. Auch den Frohen und Glücklichen möchte er eine Himmelsbotschaft bringen... Denn ob sie da drunten im Tale himmelhoch jauchzen oder zu Tode betrübt sind: für jeden, der sie hören will, schlägt die Stimme aus der Ewigkeit eine Saite an, deren Klang die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen weckt und Erdenlust wie Erdenleid in das Offenbarungslicht der Jenseitswelten stellt.

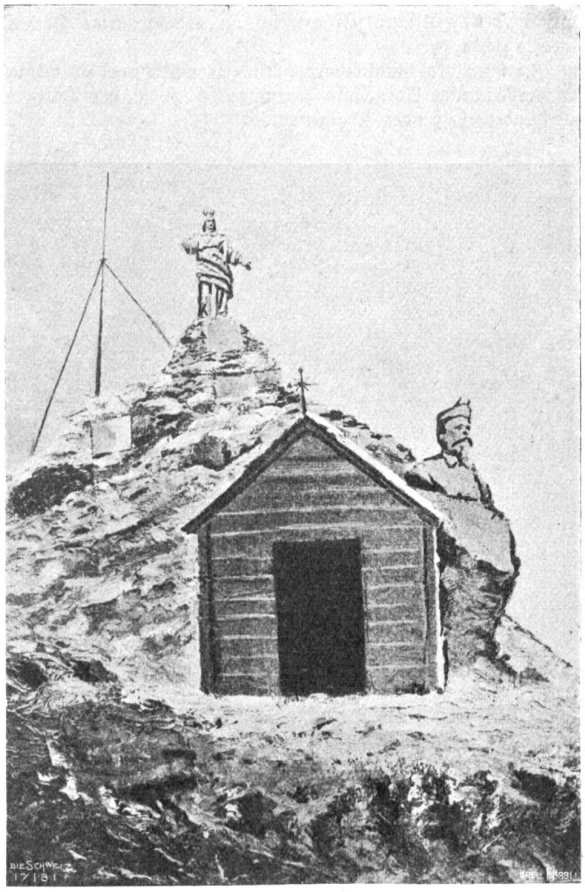
Die höchstgelegene Kapelle der Alpen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit drei Abbildungen.

Zahlreich sind die Kapellen, denen wir in den Alpen Oesterreichs, Italiens, Frankreichs, der Zentral- und Südschweiz begegnen. Im allgemeinen gehören diese Denkmäler volkstümlicher Religiosität und Baukunst mehr den tiefern und mittlern Regionen des Gebirges an; wo sie über die Baumgrenze emporsteigen, geschieht es nur auf im Sommer bewohnten Alpen, so auf Melchsee-Frutt, bei Hospitzen, auf dem Großen und dem Kleinen St. Bernhard, oder bei andern Bergübergängen, wie z. B. bei der Kapelle am Schwarzsee am Wege zum Theodulpaß, der höchsten Kapelle der Schweiz (2558 m ü. M.).

Eine Ausnahmestellung in dieser Beziehung nimmt die höchstgelegene Kapelle der Gesamtalpen auf dem Rocciamelone ein. Ueber der inmitten von Feigen, Edelkastanien und Reben gelegenen Stadt Susa am italienischen Ausgange des Mont-Cenis-Passes baut sich die weithin sichtbare, markante Felsgestalt des erwähnten Berges zur schwindelnden Höhe von 3537 m ü. M. auf, den Titlis also um mehr als zweihundert Meter überragend. Der hohen, weit vorgeschobenen Lage entspricht die Rundsicht: über der weiten piemontesischen Ebene mit ihren blühenden Städten, ihren schimmernden Flüssen und Strömen zeigt sich der Kranz des Hochgebirges vom Monte Rosa bis zu den Seealpen, eine unvergleichliche Verbindung südlicher Ueppigkeit mit der Erhabenheit der starren Fels- und Schneeregion!



Madonna di Rocciamelone. Gipfel des Rocciamelone (3537 m ü. M.) mit Kapelle, Madonnenstandbild und Kolossalbüste Victor Emanuels. Phot. A. Bardi, Susa.

An der im Hochsommer fast schneefreien Westseite des Rocciamelone führt ein stellenweise in den Felsen gesprengter Pfad empor. Unmittelbar unter dem Gipfel bemerken wir die kleine Kapelle, als solche erkenntlich am Dachkreuz, da ihre Bretterwände sonst eher an eine Schirmhütte erinnern. Der Sage nach geht ihre erste Stiftung auf einen Kreuzritter zurück, der in der Gefangenschaft der Ungläubigen der Madonna im Falle seiner Befreiung eine Kapelle auf dem höchsten Berge der Alpen — als solcher galt bei den Italienern der Rocciamelone bis zur Bezwingung des Mont Blanc im achtzehnten Jahrhundert — zu bauen gelobt hatte. Alljährlich am 5. August, dem Feste Maria zum Schnee, ist das kleine Bethaus, falls die Witterung es erlaubt, das Ziel eines vielbesuchten Bittganges. Schon am Vorabend des Festes ziehen Scharen von Landleuten aus den umliegenden Tälern, auch Frauen und Kinder, Wein und Lebensmittel mit sich tragend, zu den Hütten bei dem fast antik anmutenden Rundbau der Kapelle Casa d'Asti (2834 m) hinauf, wo beim Scheine mächtiger Freudenfeuer die Nacht zugebracht wird. Am andern Morgen in aller Frühe wandern die Pilger der Kapelle auf dem Gipfel zu. Die Geistlichkeit zelebriert ein feierliches Hochamt, zu welchem Zweck der in Kupfer getriebene, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Flügelaltar der „Madonna di Rocciamelone" aus der Kathedrale von Susa heraufgetragen wird.

Neben der Kapelle finden wir auf dem Gipfel des Rocciamelone noch eine riesige bronzene Madonnenstatue, ein Geschenk der italienischen Kinderwelt, und eine bronzene Kolossalbüste Victor Emanuels im Jägerbarett, die Stiftung begeisterter Patrioten. Der Königin des Himmels und dem ersten Fürsten des geeinigten Vaterlandes bringt Italien am gleichen Orte seine Huldigung dar: ist das nicht kennzeichnend für die liebenswürdige, weitherzige Volksart?

Marie Heller, Luzern.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

Ein eigentümlich geartetes Buch ist die neueste Schöpfung Gustav Gampers, des Maler-Dichters. Seine hie und da unbeschadet ihrer Originalität und keineswegs etwa im Sinne sklavischer Nachahmungssucht an Friedrich Nietzsches wundervoll sprachmächtige „Zarathustra-Aphorismen" gemahnende Sentenzensammlung hat der Schweizer Prophet, der Verkünder der großen Heimatsliebe und des freudig-freien Nationalbewußtseins, „Die Brücke Europas"*) betitelt. Wie wir das zu verstehen haben, bekunden gleich die Eingangsverse dieses patriotischen Laienbreviers:

Freunde, gönnt, daß ich ein Traumbild fasse:
Einst auf meiner Heimat schönstem Passe
Wird ein Dichter weltbefälligt stehen,
Hoch im Blau der Freude Flagge wehen.

*) I. Teil. Schkeuditz, Verlag von W. Schäfer. 1908.